

Fidon Mwombeki über Mission und Kolonialismus



Ein Interview mit dem ehemaligen VEM-Generalsekretär

Herr Mwombeki, Kolonialherren und Missionare werden in Deutschland oft in einem Atemzug genannt. Ist dies aus Ihrer Sicht gerechtfertigt?

Einfach gesagt, nein! Als Afrikaner, der heute mit mehr als den VEM-Kirchen in Afrika zusammenarbeitet und mit Erfahrungen aus Ländern mit ganz unterschiedlicher kolonialer Geschichte, französischer, englischer und anderer und das nicht nur mit kirchlichem Bezug, sage ich: Nein, es gab einen großen Unterschied zwischen den Missionaren und den Kolonialherren. Die Kolonialherren lebten vornehmlich in Städten, wo sie ihre Verwaltung hatten, wohingegen die meisten Missionare eher nicht in die Städte gingen, sondern in die Dörfer, dorthin, wo sie akzeptiert wurden. Und als sie ankamen, bauten sie Missionsstationen, um dort zu leben.

Sie lehrten nicht ihre Muttersprache, sondern sie lernten die Sprache der Einheimischen. Die deutschen oder englischen Missionare, oder woher sie auch immer kamen, brachten den Menschen kein Deutsch bei. Sie lernten die Sprache der indigenen Menschen, sei es Kihaya oder welche Sprache auch immer. Sie versuchten sogar, das Alphabet zu formulieren und zu verschriftlichen, denn nicht alles war niedergeschrieben. Man sieht also, wie viel Zeit, Energie und Geld sie investierten, um die Kulturen und die Sprachen der Menschen vor Ort zu verstehen, indem sie mit ihnen lebten, in ihre Häuser gingen und gemeinsam mit ihnen aßen, weil sie eine Leidenschaft für diese Menschen in ihrem Herzen trugen.

Sie sahen ihre Mitmenschen als Ebenbild Gottes. Sie liebten diese Menschen. Außerdem gab es keine Missionare, die sich Land aneigneten und dieses als ihren Besitz betrachteten. Wenn sie beispielsweise eine Plantage bewirtschafteten, dann gehörte diese nicht ihnen, sie gehörte der Kirche, die sie gegründet hatten. Das sind einige der wichtigen Unterschiede. Viele Missionare entschieden sich auch dafür, am Ort ihrer Missionstätigkeit begraben zu werden, weil sie das Gefühl hatten, dass sie hierhin gehörten.

Die Kolonialherren haben indes das Land verlassen und wir haben sie niemals eingeladen, wieder zurückzukommen. Selbst zum Ende der Kolonialzeit und auch angesichts des Zeitgeistes der Unabhängigkeit wurden und werden die Missionare bis heute immer eingeladen, denn sie sind willkommen und sie hatten niemals eine materielle Mission. Ihnen ging es um die Weiterentwicklung der Menschen. Deshalb wurden die Missionsstationen auch in Zeiten des Krieges und der Unabhängigkeit von den Einheimischen nicht angegriffen, man wusste um den Unterschied. Missionsstationen bekämpfen wir nicht. Und wenn man die Gräber der Missionare anschaut, dann sieht man, wie wir diese Gräber bis heute respektieren, weil wir dankbar sind. Das Grab von jemandem, der dich unterdrückt hat, respektierst du nicht, du willst es nicht einmal mehr sehen. Nein, die Ziele der Kolonialherren und die der Missionare waren völlig unterschiedlich.

Andererseits habe ich festgestellt, dass es stimmt, dass der Kolonialismus den Missionaren insofern half, wenn es um den Schutz durch die koloniale Verwaltung ging, wie z.B. um konsularische Hilfe. Dies war tatsächlich so. Aber wir müssen auch bedenken, dass dies nicht überall der Fall gewesen ist, denn die meisten aktiven Missionare kamen nicht aus Ländern der Kolonialherren. In den deutschen Kolonien wurden nicht automatisch deutsche Missionsstationen errichtet oder in den niederländischen Kolonien gab es nicht nur niederländische Missionsstationen. Vielleicht gab es mehr davon. Aber es gibt so viele Orte, an die diese Missionare gingen, wo es überhaupt keine koloniale Unterstützung gab und es gab so viele Missionare aus Ländern, die nie eine Kolonie besaßen. Denken wir an all die Missionare aus skandinavischen Ländern, die

niemals kolonialisiert haben. Wenn man an ihren Beitrag zur Mission in Afrika und in der ganzen Welt denkt, dann ist das einfach unfair.

Wenn wir über Kolonialgeschichte sprechen, über wie viele Länder reden wir dann eigentlich? Wir sprechen über eine Handvoll Länder wie Frankreich, Großbritannien, Belgien, die Niederlande, Portugal, Spanien und Deutschland. Das war's. Die Missionare kamen aber auch aus vielen anderen Ländern, die absolut keine kolonialen Verbindungen hatten. Sie gingen einfach in die Welt hinaus, weil sie das Bedürfnis spürten, das Evangelium weiterzugeben, so wie es zuvor in Europa weitergegeben wurde. Auch weil die Weitergabe des Evangeliums nach Europa überhaupt nicht kolonial war, kann man nicht sagen, dass alle Missionstätigkeiten nur mit Kolonialismus zu tun hatten. Auch ganz Europa und die Europäische Union dafür verantwortlich zu machen, obwohl es nur sieben Länder waren, die tatsächlich aktiv kolonialisierten, ist für mich nicht nachvollziehbar. Deshalb halte ich es für nicht fair, diese Kombination in einem Atemzug zu nennen.

Was können wir als internationale Mission aus der kolonialen Geschichte lernen?

Wir müssen lernen, dass es viele Dinge gibt, die wir zu Lebzeiten nicht erkennen, weil auch wir im Kontext dieser Zeit mit ihrer Geschichte und ihren Realitäten leben, für die wir später vielleicht einmal kritisiert werden, obwohl wir eigentlich keine negativen Absichten hatten. Es gibt also Dinge, von denen wir denken, dass sie heute für die Menschen gut und richtig sind, aber wir sehen eben nicht alles. Und es würde mich nicht überraschen, wenn einige Jahre nachdem wir die Erde verlassen haben, künftige Generationen nicht mehr nachvollziehen können, wie wir heute denken. Das kann uns aber auch noch zu Lebzeiten passieren.

Die zweite Sache ist, dass sich Werte und Ansichten ständig ändern. Die Beziehungen zwischen oder das Zusammentreffen von Menschen sind eine entscheidende Einflussgröße. Ich glaube aber, dass nicht alle Veränderungen, die die Missionare mitbrachten, schlecht waren. Ich sehe die Kritikpunkte gegen die Mission oder gegen den Kolonialismus, wenn es um Veränderungen der Kultur von Menschen geht, wie heute kritisiert wird. Ich bin mir aber nicht ganz sicher, ob diese Veränderungen wirklich nur negativ waren.

Ich möchte ein Beispiel nennen. Es gab Orte, an denen Kannibalismus praktiziert wurde und erst mit dem Eingreifen von Außenstehenden, d.h. durch Missionare oder sogar durch Kolonialmächte, wurde dieser Praxis ein Ende gesetzt. Ja, Kannibalismus gehörte zur Kultur einiger Menschen. Aber diese Kultur war böse, weil sie das Ebenbild Gottes und die Würde eines jeden Menschen verachtete. Nun rechtfertigt die Kultur nicht unbedingt die Tat, wenn sie nicht gut ist. Wir müssen also Werte haben, die christlich sind, die auf unserem Verständnis von Gott beruhen. Und manchmal ist es gut, Dinge tatsächlich zu beenden, wenn sie einfach nicht richtig sind. Ich denke hier an alle Aspekte der geschlechterspezifischen Gewalt, deren Anwendung wir nicht „als Teil einer Kultur“ betrachten und damit rechtfertigen sollten. Lasst uns aufmerksam und vorsichtig sein, aber lasst uns nicht davor zurückschrecken, Dinge anzusprechen, von denen wir aufrichtig glauben, dass sie nicht richtig sind, nur weil wir Angst davor haben, von anderen dafür verurteilt zu werden.

Ich denke, das wir als Mission lernen müssen, nicht davor zurückzuschrecken, Dinge zu kritisieren, die nicht richtig sind, nur weil wir dann als Außenseiter gelten oder Dinge zu tun, für die wir kritisiert werden könnten.

Belastet die koloniale Vergangenheit das Verhältnis zwischen den Kirchen in Afrika und in Deutschland auch heute noch?

Ich würde sagen ja, denn der koloniale Zustand ist nicht vorbei, und zwar nicht nur in der Kirche. Die Geschichte des Kolonialismus ist immer noch präsent, vor allem die Auswirkungen sind präsent.

Ich bin beispielsweise „sehr beeindruckt“ von den Superkolonisatoren, zu denen meiner Meinung die Franzosen gehören. Die Franzosen haben in Sachen Kolonialisierung „ganze Arbeit geleistet“, indem sie die Menschen einer totalen Gehirnwäsche unterzogen und all ihre Lebensbereiche dominierten, sei es in der Politik, im Handel, im Finanzbereich, in den internationalen Beziehungen, einfach in allem. Frankreich herrscht insofern immer noch über seine ehemaligen Kolonien. Ich sage das heutzutage sehr laut, und ich stelle die Politik Frankreichs offen in Frage. Ich fordere unsere Partner in Europa auf, dies bei der EU zur Sprache zu bringen und die Rolle Frankreichs in Afrika zu hinterfragen. Vor allem in den frankophonen Ländern [Afrikas] beobachten wir all diese spezifischen Probleme. Wenn man in diese Länder reist, sieht man, wie sehr sie Frankreich als den Himmel auf Erden betrachten, wie sehr *Mensch sein* und *Zivilisation* bedeutet, *französisch* zu sein, d.h. sich wie ein Franzose zu kleiden, wie ein Franzose zu essen, französischen Wein und französisches Evian-Wasser zu trinken und dergleichen.

Das gilt nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Kirche. Ich möchte sagen, dass die Vergangenheit noch präsent ist, weil wir dieselben Menschen sind. Wenn man in die Länder geht, in denen die Verbindung zwischen den vormaligen Kolonialherren und den [kolonialiserten] Ländern noch stark ist, wie beispielsweise zwischen den Briten und Kenia, sieht man, dass diese kolonialen Verhältnisse immer noch da sind, und zwar nicht nur in den Kirchen, aber auch in den Kirchen, da sie ein Teil der Gesellschaft sind. Die Mentalität ist dieselbe und dieselben Denkweisen sind immer noch vorhanden.

Es handelt sich nicht um Kolonialismus, sondern es handelt sich um dieselbe Art von Imperialismus, den man bei den amerikanischen Einflussnehmern in den Kirchen sieht, insbesondere in den neueren Kirchen Afrikas. Die Beziehungen zwischen den amerikanischen und den afrikanischen Kirchen sind sehr stark.

Und dann gibt es noch die Beziehungen zu den Missionswerken wie zur VEM mit ihrer deutschen Geschichte. Warum sind die Verbindungen zu den vormaligen deutschen Kolonien stärker? Weil diese Verbindungen eben immer noch da sind und nicht nur zu den Kirchen, aber die Vergangenheit ist in den Kirchen stärker präsent als im übrigen Teil der Gesellschaft. Warum das so ist, weiß ich nicht. Ich vermute, weil, wie ich bereits sagte, die Beziehungen zu den Kirchen andere waren als zum damaligen [kolonialen] Staat. Als die Beziehungen zum [kolonialen] Staat endeten, blieben die Beziehungen zu den Kirchen bestehen, sie wurden niemals beendet. Die Menschen mögen die Kirchen bis heute, aber die Denkweisen sind immer noch dieselben geblieben.

Aber ich glaube, es gibt auch eine Kehrseite, die meiner Ansicht nach nicht gut ist. Ich habe das eben schon erwähnt, nämlich aufgrund der Identifikation der Mission mit dem Kolonialismus. Es gibt eine hohe Sensibilität, insbesondere seitens der Kirchen im Norden, nicht mit Kolonialismus in Zusammenhang gebracht zu werden. Deshalb sind diese Kirchen gegenüber ihren Partnern im globalen Süden sehr zurückhaltend und vorsichtig und lassen ihnen Dinge durchgehen,

die sie normalerweise nicht akzeptieren, weil sie Angst haben, als Imperialisten oder Kolonialisten bezeichnet zu werden. Das ist keine ehrliche Kommunikation, sondern eine Kommunikation der Angst. Und dies ist eine Folge der kolonialen Geschichte, die die Beziehung zwischen den Kirchen im Norden und ihren Partnern im globalen Süden belastet.

Könnten wir als internationale Mission unsere Glaubensgeschwister in Afrika mit Blick auf ihre aktuellen Herausforderungen besser unterstützen?

Ich würde sagen ja. Meiner Meinung nach gibt es hier zwei Möglichkeiten: Die erste ist die direkte Unterstützung. Die Schwestern und Brüder in Afrika haben aufgrund der Realitäten in der Welt viele Herausforderungen zu bewältigen. Wir dürfen hier nicht sagen, dass das Problem zu groß sei, um sich hier als Kirche dafür zuständig zu fühlen. Die Kirchen engagieren sich dort, wo sie sind, in einer kleinen Gemeinde oder einem Kirchenkreis oder sogar auf nationaler Ebene. Die Fragen und Probleme, mit denen wir zu tun haben, sind manchmal diakonischer Art, manchmal auch entwicklungspolitischer Art. Nur weil die Probleme so zahlreich sind, sollten wir die direkte Unterstützung keinesfalls einstellen. Aber wie sagt ein afrikanisches Sprichwort: Man kann eine Kuh nicht in einem Bissen essen.

Natürlich ist die Kuh zu groß, um sie mit einem Bissen zu verschlingen. Man kann sie immer nur Stück für Stück aufessen. Bezogen auf große Probleme heißt dies: Man kann ein großes Problem nicht auf einmal lösen. Aber jedes Teilstück, das man versucht zu lösen, trägt dazu bei, das große Ziel zu erreichen.

Die Kirchen und Missionen sollten also nicht das Gefühl haben "Oh, unser Beitrag ist vielleicht zu klein!", sondern jeder Beitrag trägt zu dem großen Ziel bei, die ganze Kuh aufzuessen. Deshalb sind auch kleine Projekte, wie eine Wasserpumpe für ein Dorf hier oder ein Kindergarten irgendwo anders, wichtig.

Zweitens ist die politische Anwaltschaft der Kirchen und Missionsorganisationen sehr wichtig. Sie können sich in ihrem eigenen Land oder innerhalb der EU dafür einsetzen, dass die Probleme und Anliegen Afrikas zur Sprache kommen. Die Stimme der Kirchen und Missionsorganisationen in Europa wird immer noch gehört. Es gibt also die beiden Möglichkeiten: die direkte Unterstützung vor Ort, aber auch die indirekte Anwaltschaft im eigenen Land.

Können deutsche Theologinnen und Theologen im Umgang mit Mission von ihren afrikanischen Glaubensgeschwistern lernen?

Ich sage eindeutig ja. Aber zunächst müssten deutsche Theologen akzeptieren, dass sie etwas von uns lernen können, was sie nicht immer tun.

Zweitens, wenn es um Mission geht, sollten sie anerkennen, dass die Missionsarbeit in Afrika erfolgreicher und schneller verlief, nachdem die Missionare unser Land verlassen hatten. Mission war also kein Monopol der Missionare und ausländischen Theologen.

Drittens sollten sie erkennen, dass sie sich nicht auf all ihre soziologischen Analysen verlassen sollten. Man hört hier Aussagen wie: „Unsere Kirche wird sowieso zusammenbrechen. Wir werden so oder so weniger werden. So ist es nun einmal, das ist unabänderlich“. Man verlässt sich auf die Mathematik, die Frage nach Gott wird nicht wirklich gestellt. Wir können Mission nicht

mit Hilfe von mathematischen Analysen und Berechnungen betreiben. Um Mission zu betreiben, müssen wir uns auf die übernatürliche Intervention verlassen, der viele europäische Theologen sehr distanziert gegenüberstehen, ohne dies so auszusprechen.

Ich selbst war überrascht, als die presbyterianische Kirche in Ghana auf einer Synode beschloss, die Zahl der Gemeindeglieder innerhalb der nächsten drei Jahre um 30 Prozent zu steigern. Dafür gab es aber keine mathematische Begründung. Man sagte sich: „Wir werden diese neue Kirche heute bauen. Wir haben eine Kirche für nur 50 Besucher, aber wir werden jetzt ein Kirchengebäude für 500 Menschen bauen“. Und dann fingen sie einfach an zu bauen. Ich denke, dass dies ein Aspekt ist, den Missionstheologen in Europa heute nicht nachvollziehen können. Es gibt Dinge, die wir nicht wissen. Wir müssen einfach im Glauben gehen und hoffen, dass durch die Intervention Gottes etwas geschieht, das wir nicht planen können. Für Europäer ist das ein Problem. Sie sind zu rational. Sie müssen alles berechnen und bis ins Jahr 2030 oder 2050 planen. In ihren Projektionen ist tatsächlich kein Platz für das Übernatürliche, für den Heiligen Geist. Aber genau das ist die treibende Kraft der Missionsarbeit in Afrika. Die afrikanischen Missionare starten Projekte, von denen sie nicht wissen, ob diese später wirklich erfolgreich sein werden, aber sie glauben an die Hoffnung und machen weiter. Wie es dazu kommt, dass es funktioniert oder nicht? Ich weiß es nicht. Manchmal scheitern sie natürlich auch. Sie haben nicht immer Erfolg. Viele von ihnen scheitern, aber sie sind bereit, es zu versuchen, zu beten und auf das Unbekannte zu warten. Ich denke, das ist der Aspekt, den deutsche Theologen von uns lernen können. Ob sie mutig genug sind, dies tatsächlich zu versuchen? Das ist eine gute Frage.

Die zentrale Rolle Gottes in der Mission, das Vertrauen auf die Wirkkraft des Heiligen Geistes, das ist meiner Meinung nach der wichtigste Aspekt. Hier könnten deutsche Theologen von ihren Schwestern und Brüdern in Afrika lernen, wenn sie denn wollten.

Andererseits muss ich an dieser Stelle auch sagen, dass die Menschen in Europa nicht von allen afrikanischen Missionstheologen lernen sollten, denn einige von ihnen vertreten eine absolut irrationale, in die Irre führende Theologie. Aufgrund meiner Erfahrung in beiden Kulturen sage ich, dass wir hier theologische Unterstützung benötigen. Andererseits stellt sich auch die Frage, ob die Afrikaner den Europäern in Sachen Theologie noch zuhören wollen. Ich bin mir da nicht so sicher, aber ich denke, dass wir das Thema der in die Irre leitenden Theologie gemeinsam angehen müssen. Ich sage hier immer wieder, dass Gott uns eine große Sache geschenkt hat: unser Gehirn. Und wir sollten keine Angst haben, es auch einzusetzen. Lasst uns also unseren gesunden Menschenverstand nutzen, denn einige verhalten sich so, als hätten sie keinen. Lasst euch nicht zu den sehr dummen Dingen verleiten, die mir überall begegnen! Deshalb sehe ich hier die Notwendigkeit der gegenseitigen theologischen Unterstützung.

Wie können wir als Mission und Kirche dazu beitragen, dass stereotype Ansichten über Menschen und Gesellschaften im globalen Süden und umgekehrt im globalen Norden aufgebrochen werden?

Ich denke, wir müssen uns mehr auf die Partnerschaftsarbeit und die zwischenmenschlichen Beziehungen konzentrieren. COVID-19 ist da leider nicht hilfreich gewesen. Wir müssen Menschen treffen, ihnen die Hand schütteln und mit ihnen essen. Menschen umarmen. Ansonsten werden Stereotype nicht verschwinden.

Ich selbst habe beispielsweise nicht mehr die Stereotypen, die ich hatte, bevor ich in Deutschland lebte. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Menschen überall grundsätzlich so sind

wie man selbst ist. Ich erinnere mich an eine frustrierende Antwort, die ich in einem Interview in Deutschland gegeben habe, als man mich fragte, was mich hier am meisten schockiert habe. Ich antwortete, dass es mich schockiert hat zu sehen, wie ähnlich doch die Menschen sind. Die Probleme, die mir als Generalsekretär in der Nordwest-Diözese in Tansania begegneten, sind im Grunde die gleichen gewesen, die ich als Generalsekretär der VEM erlebte. Man hatte ein bisschen mehr von diesen hier und ein bisschen mehr von jenen dort, aber im Prinzip ist der Mensch eben ein Mensch. So ist das. Aber ohne echte Interaktionen und Zusammenarbeit werden wir unsere stereotypen Ansichten für immer behalten.

Und der zweite Punkt ist, dass wir unsere Stereotypen transparent machen und darüber reden müssen. Das ist der einzige Ausweg. Wenn wir den direkten Kontakt haben, ist es immer gut, wenn wir unsere Stereotypen auf den Tisch legen und sehen, wie wir mit ihnen umgehen können.

Und manchmal handelt es sich vielleicht gar nicht um Stereotypen, sondern um kulturelle Unterschiede, die wir nicht ändern müssen, sondern die wir einfach so akzeptieren sollten wie sie sind. Ich habe damals ein Buch über die Deutschen gelesen, ich glaube, es stammt von einem amerikanischen Autor. Darin wird versucht zu erklären, wie Deutsche sich verhalten. Ich habe beim Lesen sehr viel gelacht, denn das meiste davon stimmte tatsächlich. Zum Beispiel wie die Leute sich über einen kleinen Fehler ärgern, weil alles perfekt sein muss. Aber ist das ein Stereotyp oder ist es nur das kulturelle Wissen darüber, wie sich Menschen verhalten? Ich erinnere mich an meine Zeit bei der VEM. Es gab damals das Mittagessen für die Belegschaft nebenan im Hester-Needham-Haus bei der Schwesternschaft. Dafür meldete man sich vorher an, damit die Küche wusste, wie viele Gäste kommen werden. An einem Tag kam eine Person mehr zum Essen als angemeldet und man musste einen weiteren Teller bringen. Dies war für einen älteren deutschen Pfarrer, der damals bei der VEM arbeitete, eine Katastrophe, die ich nicht verstanden habe. Er hat in die Runde gefragt, wer sich nicht angemeldet habe. Es war nicht so, dass es nicht genug Essen gegeben hätte. Aber er war wütend, dass jemand gekommen war, ohne sich vorher anzumelden. Ich glaube, es ging ihm um eine Art von Ordnung.

Für mich ist das kein Stereotyp, sondern ein notwendiges Verständnis dafür, wie Menschen zu denken und zu handeln gewohnt sind. Manchmal handelte es sich nicht um negative Stereotypen, die man ändern oder überwinden musste, sondern es waren einfach kulturelle Unterschiede, die ich lernen musste, als ich nach Deutschland kam. Aber nicht nur hier. Als ich aus den USA nach Hause [in Tansania] zurückkehrte, besuchte ich einen Gottesdienst, der drei Stunden dauerte und der mich völlig ermüdete. Ich schaute ständig auf die Uhr und wollte, dass es aufhörte. Es hat einige Zeit gedauert, bis ich merkte, dass ich der einzige war, der damit ein Problem hatte, alle anderen Gottesdienstbesucher empfanden offensichtlich anders als ich. Warum sollte ich also diese Leute ändern wollen?

Stereotypen sollten man ansprechen und versuchen zu überwinden. Aber man sollte auch verstehen, dass es manchmal einfach nur kulturell bedingte Unterschiede gibt.

In vielen kirchlichen Partnerschaften wirken immer noch die klassischen Geber-Nehmer-Automatismen. Damit verbunden sind oftmals auch paternalistische Verhaltensweisen seitens der Gebenden. Welche Möglichkeit sehen Sie, das an Geld gebundene Nord-Süd-Machtgefälle samt den diskriminierenden Begleiterscheinungen zu überwinden?

Ich denke, die in der Frage enthaltene Beobachtung ist sehr zutreffend. Es stimmt, dass es eine Geber-Empfänger-Beziehung mit oftmals paternalistischen Tendenzen gibt.

Meine Antwort lautet: Solange es eine Asymmetrie in der Weltwirtschaft gibt, werden wir dies nicht so leicht überwinden können. Das braucht Zeit. Und ich denke, dieses Verhalten ist menschlich. Derjenige, der gibt, hat ein gewisses Gefühl der Überlegenheit gegenüber demjenigen, der empfängt.

Das gilt nicht nur für Nationen, sondern auch innerhalb von Familien. Das kommt bei uns hier sehr oft vor. Die ärmeren Familienmitglieder erhalten in der Regel nicht das gleiche Maß an Respekt und Anerkennung wie diejenigen, die mehr haben. Und solange es derartige Asymmetrien gibt, ist es auch keine Lösung zu sagen, dass man besser gar nicht geben sollte, weil es sich paternalistisch anfühlt oder weil die Nehmenden ihr Problem selbst lösen sollen. Das hilft nicht, weil es gegen ein anderes Gebot der Liebe verstößt, nämlich, dass man seinen Bruder oder seine Schwester nicht nackt sehen sollte.

Wir alle müssen uns deshalb dauerhaft der Herausforderung stellen und bescheiden sein, wenn wir mehr haben als andere. Man kann das schon innerhalb Europas beobachten. Die Portugiesen, Spanier und vielleicht noch die Südtaliener werden anders angeschaut als die Menschen aus den reicheren Ländern im Norden Europas. Der wirtschaftliche Status ist ausschlaggebend. Dies konnte ich selbst erleben, als ich in Berlin einen befreundeten Pastor besuchte, der damals mit uns in Makumira studierte. Er erklärte mir, wie er als Ostdeutscher über den westlichen Teil Deutschlands denkt. Es handelt sich um dieselben Landsleute und ihr Verhältnis zueinander wird allein durch den wirtschaftlichen Status bestimmt, durch nichts anderes. Er hat mir auch den Unterschied zwischen „Vereinte“ und "Vereinigte" erklärt und mir gesagt, dass wir [bei der VEM] immer noch "Vereinigte" seien und nicht "Vereinte". Die Menschen fühlen sich allein aufgrund ihres wirtschaftlichen Status‘ als „minderwertig“, das ist der Punkt. Ich frage mich: Geht es hier tatsächlich um Kolonialismus? Geht es hier tatsächlich um Rassismus? Ich glaube nicht. Es ist eine rein wirtschaftliche Frage. Solange es in Afrika ärmere Menschen gibt und im Norden viel wohlhabendere, wird es dieses Problem immer geben. Es ist nicht einfach, das Gefühl der Überlegenheit vollständig zu überwinden. Wir sollten hier ehrlich miteinander sein.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Martina Pauly.